

## **Über mich:**

### **Einleitende Gedanken zur ersten literarischen Arbeit**

Anlässlich einer Rezension amerikanischer Lyrik wurde einmal geschrieben, daß ein Amerikaner, der damit beginnt, Gedichte zu schreiben, sich an Liedern und Balladen von Bob Dylan, John Lennon oder anderen Interpreten der Rock- und Folk-Musik orientiert und von diesen inspirieren läßt; ein Europäer hingegen studiert erst einmal *Philosophie*. Obwohl ich nicht sagen kann, mein Philosophiestudium - es waren ohnehin nur einige Semester - von Anfang an auf dieses Ziel ausgerichtet gehabt zu haben, so bin ich demnach doch den klassischen europäischen Weg gegangen.

Tatsächlich bin ich sogar aus der Philosophie in die Literatur geflüchtet! Eine nicht mehr zu unterbindende Flut von Assoziationen und auf persönliche Erfahrungen Bezug nehmenden kritischen Ideen, die bei meinem anfangs so begeisterten Eindringen in die philosophische Gedankenwelt ausgelöst wurde und durch die Aneignung sprachlicher Ausdrucksfähigkeit zunehmend eine (gedanklich-!) sprachliche Umsetzung fand, war in den allgemeinen und abstrakten Kategorien der Philosophie einfach nicht unterzubringen. Je mehr ich meiner selbst - selbstbewußt! - bewußt wurde, desto mehr abseits fühlte ich mich in einer Wissenschaft, in der nicht die subjektiv erfahrbare Lebenswirklichkeit den Maßstab zur Beurteilung abgab, sondern der endlose Regreß auf abstrakte Theorien und objektiv abgesichertes Schrifttum, der an die Stelle von eigentlichem - und wie ich meine, wirklichem! - Denken trat. Meine unauslöschlichen subjektiven Erfahrungen und mein authentisches Wissen zwangen mich mit Macht zum Widerspruch und zum Rückzug in die Sphäre radikaler Subjektivität.

Zweifelsohne war es für mich überhaupt kein einfacher Weg und keineswegs geradlinig, „so weit“ zu kommen. Das meine ich auch wirklich mit einer Doppeldeutigkeit, denn der Akt des Schreibens - nicht nur erst das Ausführen einer Niederschrift von zu literarischer Form entwickelter Gedan-

ken - findet entfernt vom eigentlichen Leben statt, geht einher mit *Einsamkeit*, bedeutet Verzicht auf reales Leben (- ja, und vor die Alternative gestellt, würde ich mich jederzeit - wenn die Freiheit des Wählens gegeben wäre - für das unmittelbar kommunizierende, sinnliche, eingebundenerere Leben entscheiden ...).

Deswegen ist es eine für mich immer aufs neue bedeutende, ja entscheidende Frage, warum ich diesen einsamen und irgendwie auch oppositionellen Weg gehe, wozu ich all die Einschränkungen meiner unmittelbarer Lebensentfaltung auf mich nehme und meine Zeit nicht - eingebettet im Strom eines gerade gängigen Verhaltens - bequem mit den populären Vergnügungen und Zeitvertreibungen verbringe? Und zur Stilllegung der unvermeidlichen Reibungspunkte mit der inneren Wirklichkeit auf die allseits bekannten und erprobten „Drogen“, Zerstreungen, Ablenkungsstrategien und Kompensationsmittel zurückzugreife? Und auch die grundsätzliche Frage stellt sich: warum denn *überhaupt* noch schreiben, wo wir ohnehin in einer Flut von Publikationen ersticken, wenn niemand mehr wirklich liest, die bildhaften Medien unser tägliches Leben bestimmen, Wahrheiten relativ und die Sprache unglaubwürdig geworden sind?

Jeder, der sich als Schriftsteller entäußert, hat - so er etwas zu sagen hat - auch etwas streng Verborgenes, das er mitteilen möchte. Das kann - wie in meinem Fall - einmal ein Sprechbedürfnis über eine (Gedanken-) Welt sein, die in der Lebenssphäre, im Beruflichen wie auch im Privaten, keinen oder nur ungenügenden Austausch findet. Wenn dazu ein Fundus von „geheimen“, bislang in keiner Kommunikationsform aussprechbaren Erfahrungen kommt, der, mit solch einer vom realen Leben abgetrennten Gedankenwelt verknüpft, ein ungeheueres, durch sein Ausgegrenztsein von aller Mitteilungsmöglichkeit bedrohlich belastendes Potential bildet, führt dies mit der Zeit unweigerlich in einen unerträglichen, ja unhaltbaren Zustand. Denn irgendwann kommt man zwangsläufig an den Punkt, wo man sich fragen muß, wer man wirklich *ist*: der nach fremdem Wissen und fremden Mustern agierende Funktionsmensch, oder das, was man als Unbezweifelbares von innen spürt. Die Folgefrage, *wozu* man überhaupt ist, birgt dann bereits ein

gefährliches Potential in sich.

Eine Antwort auf die Frage, warum man schreibt, kann natürlich nur sein, daß man die Sprache, den spielerischen und schöpferischen Umgang mit ihr, liebt. Ich meine, es ist sogar so, daß man, wenn man an ihre Schönheit, Reinheit und ursprüngliche Aussagekraft glaubt, automatisch auf das Schreiben verwiesen, in einem gewissen Sinne sogar auf dieses zurückgeworfen wird. Die im gängigen Umgang miteinander gepflogene Sprache läßt, weder ästhetisch noch inhaltlich, dem genannten Bedürfnis Raum. Existiert in einem eine lebendige, nach Austausch hungernde Welt als Gegenwelt zu der umgebenden, als reduzierend empfundenen Realität, dann bietet *literarische* Sprache - so man sie sich zu seiner eigenen macht und sie in ihrem Bedeutungsgehalt das *eigentlich* Gemeinte trifft - das Medium für eine ungeheuer genaue und, in ihrer schriftlichen Form, sich der Vergänglichkeit entgegensetzende Entäußerungsform.

Doch bleibt Schreiben letztendlich nicht immer nur ein schöner, aber stummer Schrei hinaus in eine Wüste von Gleichgültigkeit und Beliebigkeit? Sind literarische Texte „Briefe“, auf die niemals eine Antwort kommt?

Vom Inhalt her gesehen, um den es einem geht, könnte im Prinzip auch eine andere mediale Mitteilungsform, wie zum Beispiel der Film, diesen Zweck erfüllen. Es gibt ja so viele großartige Lichtbildwerke, daß kein Zweifel über die Konkurrenzfähigkeit dieses Medium als Ausdrucksmittel besteht. Noch dazu bietet es in seinem Herstellungsprozeß - im Gegensatz zum Schreiben - den Vorteil, ein äußerst kommunikatives Medium zu sein. Ein Film entsteht ja bekannterweise in der Kooperation von Drehbuchautor, Regisseur, Schauspielern, Kameramann usw.

Allerdings liegt gerade in der Komplexität des Verfahrens wieder der Grund, der das Schreiben unter den Kommunikationsmedien so einzigartig macht: Man braucht keinerlei Helfer, kein Kapital, keine technischen und handarbeitlichen Detailkenntnisse – also keine „Weltberührung“! - um tätig zu werden. Nur Papier und Schreibzeug - und die Sprache, die man beherrscht und liebt. Nirgendwo kann die Welt so radikal und konsequent aus-

geschaltet - und damit so unverstellt Zugang zu den „Quellen“ gefunden - werden wie beim Schreiben.

Gegenüber den künstlerisch-bildhaften Darstellungsformen, denen zumeist ebenfalls der einsame Schöpfer- und Herstellungsakt zugrunde liegt, bietet die verbale Mitteilungsform allerdings die unbestreitbaren Vorzüge der Sprache: Hier steht an erster Stelle der wohl am präzisesten und differenziertesten Ausdruck des Gemeinten. Allerdings *be-schreibt* die Sprache innere Bilder, Gefühle, Stimmungen, Phantasien, und muß vom Leser in solche zurückübersetzt werden. Die nicht selten gegensätzlichen Leseweisen literarischer Texte besagen, daß der Kode ein je-subjektiver ist und nicht selten auch Abwehrhaltungen den Zugang versperren.

Wenn der *Dichter* denn vom Schriftsteller zu unterscheiden wäre, würde ich mich ohne zu zögern der erstgenannten Kategorie zuordnen. Zu dieser Selbsteinschätzung bringt mich sicherlich nicht ein wie auch immer geartetes Wunschdenken, einer anerkannten Gattung von Dichturfürsten angehören zu wollen. Sie folgt viel mehr meinem Bedürfnis nach Abgrenzung von Schreibweisen, die entweder von der Thematik her den Oberflächenphänomenen des Lebens zugewandt sind oder eine überstarke intellektuelle Ausprägung besitzen, so daß sie nicht in die Tiefenbereiche vorzudringen vermögen, in denen sich, fernab von den Fesseln von „Vernunft“, der Hort der subjektiven Ursprünglichkeit und Wahrheit befindet. Ich möchte es so formulieren: der Schriftsteller „denkt“ Wörter, der Dichter hingegen „empfindet“ sie! Und nur um die radikale Beschreibung von *authentischem* Erfahrungswissen kann es mir gehen, alles gefällig-angepaßte Erzählen oder gelehrig-gebildete Explizieren erschiene mir sinnlos. Es wäre denn „eine *Wiederholung mehr des ewigen Einerlei*“ (Sören Kierkegaard).

Ich kann für mich ohne zu zögern sagen, mit dem Schreiben angefangen zu haben, weil ich die Sprache liebe. Und nach wie vor glaube ich an ihre Genauigkeit und die Mitteilungsfähigkeit. Deshalb war es für mich ein logischer Schritt, mich in der Fähigkeit zu üben, sie als Transportmedium für Inhalte zu verwenden, die im normalen zwischenmenschlichen Umgang einer

strikten Tabuisierungen unterliegen - und dadurch „unsagbar“ geworden sind. Dabei handelt es sich ja heute weniger um moralische oder politisch geprägte Inhalte als um Erfahrungsbereiche, die aus der zwischenmenschlichen Kommunikation ausgegrenzt sind, weil sie Inhalte beschreiben, berühren, ja benennen, die dem gängigen Verständnis von Selbstverwirklichung und den üblichen Selbstbehauptungsstrategien zuwiderlaufen.

Ich glaube an die eine, ungeteilte und unteilbare Wirklichkeit, stehe jeder künstlich forcierten Aufspaltung in höhere und niedrige, sagbare und unsagbare, vorzeigbare und schamhaft zu verbergende, sprach- und theoriebedingte Wirklichkeiten mit Ablehnung gegenüber. Eine eigenständige literarische Wirklichkeit gibt es für mich so wenig wie ein Leben in der reinen Phantasie möglich ist. Als Schreiber ist es mein erklärtes Ziel, der Lebenswirklichkeit mit all ihrer Vielfalt und ihren Widersprüchlichkeiten gerecht zu werden.

Mit *Die Verweigerung* habe ich einen ersten Versuch in diese Richtung gewagt. Daß sich diese Erzählung besonders auf der Nachtseite des Lebens aufhält, noch dazu mit solch einer Detailgenauigkeit, mag vielen als einseitig erscheinen. Doch wenn Authentizität bedeutet, radikal in kollektiv abgedrängte Bereiche einer als *gespalten* erfahrenen Lebenswirklichkeit eindringen zu müssen, so kommt es notwendig zu solchen Einseitigkeiten. Es war ja mein Anliegen, jenseits von aller pathetischer Verklärung oder Überfrachtung mit Bildungsgut einen konkreten Fall aufzugreifen und zu schildern, in dem die hochkomplexe „Maschinerie“, die der Mensch nun einmal ist, ins Stocken gerät und sozusagen in ihrem hochkomplizierten Räderwerk Sand hat, der den ganzen Ablauf durcheinanderbringt.

Oder, moderner ausgedrückt, das „Betriebssystem“ durcheinandergerät, so daß es sich zunehmend mit sich selber beschäftigt und nicht mehr in der Lage ist, auf den „input“, die Wahrnehmung, mit „output“, einem erwarteten Handeln zu reagieren. Wenn sich die Situation so zuspitzt, daß einer aus so einem Zustand nicht mehr herausfindet, er vielmehr sogar immer tiefer in den Abwärtssog gerät, dann führt eine solche Entwicklung zwangsläufig

zum "Systemcrash". Trotzdem war es mir ein großes Anliegen, die Rolle zu betonen, die dem eigenen, eigenverantwortlichen Handeln zukommt.

Ich habe das mit möglichst geringer Verfremdung zu realisieren versucht. Zeit und Ort der Handlung wurden nicht benannt, um einer allzu schnellen Festlegung und der damit einhergehenden Einengung auf eine „fremde“ subjektiven Erfahrung, die „niemals“ die des Lesers sein kann, vorzubeugen. Die Erzählung wurde auch ganz bewußt als eine Männergeschichte formuliert, in der viele der in einem Männerleben sonst so wenig zum Ausdruck kommenden emotionalen Aspekte angesprochen werden. Als Beispiel hierfür möchte ich das bislang wenig thematisierte Vatersein eines Mannes anführen, in dem das „unvergessene“ Kindsein mit all seinen Begleiterscheinungen gleich einer unsäglichen Last durchgeschleppt wird. Und welche Katastrophe es bedeutet, sein Kind aus seinem Leben herausgerissen zu bekommen.

Der Versuch, einen möglichst unverstellten, *naiven Blick* auf eine Reihe von Phänomenen unserer modernen beziehungsweise postmodernen Wirklichkeit zu werfen, konnte natürlich niemals als ein von den Erfahrungen des Autors unberührtes und abgetrenntes Vorhaben ausgeführt werden. Auch wenn der Geschichte der tragischer Vorfall einer psychotischen Verstörung zugrunde liegt, der außerhalb des Erfahrungsbereichs des Autors liegt, so lagen ihrer Abfassung doch Erfahrungen zugrunde, die ein Einfühlen, ja tiefes Hineingehen in den fremden "Fall" ermöglichten. Ich habe versucht, die Vereinzelung des Individuums sowie die Rast- und Ruhelosigkeit zu beschreiben, die nicht zuletzt einer ungeheueren subjektiven Bedrängtheit durch die von den Weltabläufen vorgegebene Zeit entspringt.

Die Figur, um die es in *Die Verweigerung* geht, ist die eines *Träumers*, also um einen, der Gedankengebäude und Phantasiegebilde produziert und ihnen nachhängt, jedoch nichts „Vernünftiges“ zustandebringt. Für so einen ist unsere moderne, von kalter, zynischer Vernunft und einseitig

materieller Ausrichtung geprägte Welt kein angenehmer Aufenthaltsort. Er lebt, da er sich mit seinen Sehnsüchten und Wunschvorstellungen nicht aufgeben und unterordnen will, zwangsläufig im ständigen Gegensatz zu den äußeren Gegebenheiten. Die „Uhr“ seiner Abläufe geht anders, was dazu führt, daß er sich in einem permanenten Spannungszustand mit der Welt befindet. Dies führt letztendlich zu dem Entschluß einer Totalverweigerung, die jedoch - im Rahmen des hier Erzählten - am Ende doch nicht zustande kommt.

Die ganze Geschichte ist in einer möglicherweise *altmodisch* anmutenden Sprache geschrieben. Ich habe die Mühe nicht gescheut, auf eine der Umgangssprache so weit wie möglich enthobene Ausdrucksform zurückzugreifen. Nur auf diese Weise erschien es mir möglich, den notwendigen Abstand zu den beschriebenen Phänomenen herzustellen.

Überhaupt ist es schwierig, „von der Seele her“ - und weniger vom Verstand bestimmt - zu schreiben, wo doch Sprache als solche eng mit unserem intellektuellen und vernünftigen Wissen verknüpft ist. Deshalb ist auch, um auf Verständnis, ja vielleicht sogar auf Verstehen stoßen zu können, ein entsprechend geartetes Bedürfnis, eine irgendwie ähnliche Gestimmtheit, beim „Zuhörenden“ notwendig.

Denn es hängt vor allem von der Bereitschaft ab, dem Autor bei seinen Streifzügen durch den Dschungel Lebenswirklichkeit zu folgen, wenn seine Sprache verstanden und seine Inhalte vermittelt werden sollen. Auch wenn er extreme Erfahrungen beschreibt, so sind, so meine ich, in jedem von uns genügend Grunderfahrungen vorhanden, die ein Mitgehen und Berührtwerden, ja vielleicht sogar ein Identifizieren ermöglichen. Man braucht sich nur vorzustellen, daß eine Ausnahmesituation plötzlich Dauerzustand wird, um die Krise zu verstehen, in die meine Erzählfigur hineingeraten ist und an der er zerbricht.

Es gibt ohne Zweifel verschiedene Standpunkte und Meinungen, was die Rezeption und Bewertung von Literatur betrifft. Es mag Stellungnahmen geben, die eine solche Art Literatur, die derart intensiv auf lebensgeschicht-

liche Gegebenheiten Bezug nimmt und diese offenlegt, ablehnen und abwehren. Sie sind insofern berechtigt, als daß ihnen Bedürfnisse zugrunde liegen, die innerhalb eines subjektiv gewählten Lebenskonzepts zu sehen und zu respektieren sind. Wie überhaupt Kunst im allgemeinen je-subjektive und zuweilen auch kollektive Bedürfnisse ‚befriedigt‘, ohne daß dabei eine Bewertung bezüglich eines absoluten Maßstabs gerechtfertigt ist.

Eine jedoch durchaus legitime Anschauung, die sich auf eine ästhetische wie auch *erbauliche* Tradition berufen kann, vermag andererseits den Ablenkungs- und Zerstreuungswert von Literatur nicht mit einer sich in den Tiefenbereichen menschlicher Erfahrung bewegendem Erzählform als nebeneinander gleichberechtigt anzuerkennen. Nicht nur, daß jahrhundert-, ja jahrtausendealte Traditionen ganz unbezweifelbar aus tiefen menschlichen Bedürfnissen resultieren, sondern es gibt, wie ich meine, ein ‚ewig-menschliches‘ Streben nach Harmonie und *Ganzheit*, welches aus den letztendlich unaufhebbaren Gegensätzen und Widersprüchlichkeiten des Lebens entspringt. Und dies ist der Rahmen, in dem sich die Suche nach dem ‚Schönen‘ wie auch die Realisation eines notwendig immer individuell-subjektiven Lebens vielfach bewegt.